

**Susanne Schönborn: Im Wandel – Entwürfe jüdischer Identität in den 1980er und 1990er Jahren (= Forum Deutsche Geschichte, Bd.22). München: Martin Meidenbauer Verlagsbuchhandlung 2010. 301 S., 42,90 €.**

Die Frage, wie man als Jude nach Auschwitz in Deutschland leben kann, wird heute sicherlich von den meisten der hier lebenden Juden anders beantwortet werden, als noch vor 30 Jahren. Und die Frage, ob Deutschland, die Deutschen ihre historische Lektion gelernt haben, wird man inzwischen wohl bejahen dürfen, wenn auch noch immer mit einem gewissen unguuten Gefühl. Dass jüdisches Leben in Deutschland nach dem Fall des eisernen Vorhangs vor allem durch viele Einwanderer präsenter und lebendiger ist, als es noch vor wenigen Jahrzehnten vorstellbar war, dass die jüdischen Gemeinden heute zu nicht mehr erwartbarer Stärke angewachsen sind und jüdisch-deutsche Intellektuelle sehr wohl hohe Aufmerksamkeit und Ansehen genießen, spricht für eine tatsächlich eingetretene Wandlung im Stellenwert, dem jüdisches Leben im Land der Täter nun zukommt.

Susanne Schönborn geht in ihrer Dissertation diesem Wandel nach, der gerade in den Jahrzehnten erfolgte, in denen eher mit einer massiven Rückkehr des Antisemitismus zu rechnen war. Am Beginn zitiert sie die vorwurfsvolle, wenn auch vielleicht doch nur rhetorisch gemeinte Frage, die Ezra Weizmann 1996 bei seinem Besuch in Deutschland jüdischen Studenten stellte: „Wie kann man nach dem Holocaust als Jude überhaupt in Deutschland leben?“ Der heftige Widerspruch, den er von den jüdischen Studenten erntete, deutet auf ein neues Bewusstsein und Selbstbewusstsein von in Deutschland lebenden Juden hin, die sich als deutsche Juden oder als Einwanderer aus der Sowjetunion auf die Gesellschaft Deutschlands eingelassen haben und sich als ihr angehörend verstehen. Die Frage nach der jüdischen Identität in diesem Land ist folglich von ungebrochener Aktualität.

Schönborns Anspruch ist es, „mosaikartig Momentaufnahmen zu Konstruktionen jüdischer Identität zu geben, die sich in ihrer Zusammenstellung zu einem größeren Bild verdichten sollen“ (S.15). Das Material zu ihrer mentalitätsgeschichtlich wie diskursanalytisch ausgerichteten Untersuchung wird den politischen Debatten der BRD entnommen, entsprechende Betrachtungen zur Situation in der DDR bleiben ausgespart. Als Quellen für die Diskursanalyse dienen die überregionalen Tages- und Wochenzeitungen, also Frankfurter All-

gemeine, Frankfurter Rundschau, Süddeutsche Zeitung, Die Tageszeitung, Die Zeit, Der Spiegel sowie die Allgemeine Jüdische Wochenzeitung.

Eingeleitet wird die Untersuchung durch Überlegungen zu den theoretischen Grundlagen, die einer Analyse konkreter Identitätsentwürfe vorauszu-gehen hat, zum Konzept der Diskursanalyse als Methode der Arbeit sowie mit einem Abriss zur Vorgeschichte, den Versuchen zu Identitätsstiftungen nach 1945 „im Land der Mörder“. Der Hauptteil zu den politischen Debatten als Ort jüdischer Identitätsentwürfe basiert auf einer unmittelbar einleuchtenden Auswahl aus den nicht gerade seltenen „Skandalen“ um jüdische Realität in der bundesrepublikanischen Gesellschaft der achtziger und neunziger Jahre. Am Anfang steht der Besuch Ronald Reagans und Helmut Kohls im Mai 1985 auf dem Soldatenfriedhof in Bitburg, auf dem auch Angehörige der SS begraben liegen. Was als Zeichen der Versöhnung gedacht war, führte schon sehr früh im Vorfeld des Besuchs zu einer heftigen Debatte, an der auch Vertreter der amerikanischen Juden engagiert teilnahmen. Wie auch anhand der weiteren Beispiele ausgeführt, wurden solcherart Debatten in Deutschland leicht zum Anlass oder Vorwand, einen offensichtlich latent vorhandenen Antisemitismus sozusagen von der Kette zu lassen. Überzeugend stellt Schönborn dar, wie Bitburg die Juden in Deutschland sensibilisiert hat, vorbereitet hat für die kommenden Debatten.

Noch vor der Einladung Reagans nach Bitburg begann in Frankfurt eine mehr als ein Jahr andauernde Auseinandersetzung um die Aufführung eines Stücks von Rainer Werner Fassbinder – „Der Müll, die Stadt und der Tod“. Schon anlässlich der Veröffentlichung des Textes 1976 bei Suhrkamp hatte Joachim Fest das Stück faschistisch genannt. Schönborn dokumentiert eindringlich die bemerkenswerten Frontlinien innerhalb der in Frankfurt emotional geführten und im ganzen Bundesgebiet aufmerksam verfolgten Debatte. SPD und Grüne sahen nichts Antisemitisches in Fassbinders Stück, dessen Nichtaufführung jenseits der jüdischen Gemeinde von FDP und CDU verlangt wurde. Innerhalb der jüdischen Gemeinde, unter Wortführerschaft von Ignatz Bubis, kam es zu einer Art Schicksalsgemeinschaft, die natürlich linke Intellektuelle wie Daniel Cohn-Bendit einschloss, bei durchaus unterschiedlichen Positionen und unterschiedlicher Wahrnehmung der sich hier offenbarenden Problematik. Schönborn zeigt, wie sich vor allem durch die Besetzung der Bühne am 31. Oktober 1985 durch Mitglieder der jüdischen Gemeinde und damit die Verhinderung der Uraufführung, öffentliche Räume öffneten, in denen über

die Vielfältigkeit jüdischer Identität debattiert werden konnte. In dieser immer mehr politisch werdenden Auseinandersetzung ging es endlich auch um die grundlegende Frage, ob es eine gemeinsame Verständnisbasis gebe, auf der sich Juden und Nichtjuden einigen können. Die Fassbinder-Debatte, so die Autorin, wurde zum symbolischen Wendepunkt des Selbstverständnisses der in Deutschland lebenden Juden. Ab hier wurde es zur Selbstverständlichkeit, dass sich Juden offensiv an den politischen Debatten in der BRD beteiligten.

Ebenfalls in Frankfurt wurde die Debatte um eine Entdeckung deutsch-jüdischer Geschichte geführt, als bei Ausschachtungsarbeiten Reste von 19 Häusern der mittelalterlichen Judengasse freigelegt wurden. Es ging darin um eine Gegenüberstellung unterschiedlicher Identitätswürfe und darum, die Bedeutung der Zeit vor 1933 für Juden wie Nichtjuden zu bestimmen. Die Entscheidung, die Ruinen des Ghettos, die auf eine Kontinuität des Antisemitismus verwiesen hätten, abzureißen, sollte Frankfurt als traditionell judenfreundliche Stadt darstellen. Die Beschreibung, wie sich deutsch-jüdische Geschichte als identitätsstiftendes Moment erweist, wie die unterschiedlichen Reaktionen der nichtjüdischen Öffentlichkeit sich artikulierten, macht gerade diese Debatte zu einem Paradebeispiel für das Ringen beider Seiten um ein angemessenes Selbstbild. Die jüdische Gemeinde agierte hier durchaus ambivalent, da in ihr unterschiedliche Traditionen und Identitätswürfe verhandelt wurden. Bubis selbst verhielt sich zurückhaltend. Und es war eine Debatte, in der eben nicht auf der einen Seite die Juden und auf der anderen die nicht-jüdischen Deutschen standen. Für die Erhaltung der Reste stritten Teile der jüdischen Gemeinde an der Seite von Teilen der nichtjüdischen Öffentlichkeit (SPD und Grüne).

Die letzte hier analysierte Debatte ist als Rückschlag innerhalb der nach der Wiedervereinigung sich abzeichnenden gewissen Normalität jüdischen Lebens in Deutschland anzusehen. Am 11. Oktober 1998 hielt Martin Walser in der Frankfurter Paulskirche eine vom Publikum gefeierte Rede. Es war die berühmte Rede, in der Walser von der Instrumentalisierung von Auschwitz warnte und den Schlussstrich forderte, der nun endlich zu ziehen sei. Bubis warf ihm daraufhin geistige Brandstiftung vor, doch blieb er in der folgenden, rasch eskalierenden Diskussion weitgehend allein. Die Presse feierte Walser gar als „kritischen Denker gegenüber der Erinnerungskultur in Deutschland“ (S. 162), und antisemitische Ressentiments waren nicht nur im Focus sondern auch im Spiegel zu vernehmen, so Schönborn. Vor allem Augsteins Text war

„voll von antisemitischen Klischees und Angriffen“ (S. 180), und Bubis' Sorge vor einer Kultur des Wegschauens und Wegdenkens bestätigte sich umgehend. Bubis war schockiert, in welche Nähe zur extremen Rechten sich Walser begab, wenn er etwa hinsichtlich des geplanten Holocaust-Denkmal von einem „Entwurf als Alptraum“ sprach. Bevor es zum Versuch einer Klärung in einem Gespräch zwischen Walser und Bubis kam, stellten sich jüdische Intellektuelle durchaus kritisch Bubis entgegen, etwa Michael Wolffsohn und Henryk M. Broder, wobei zumindest letzterer auch Walser gegenüber kritisch blieb. Auch hier gelingt es der Verfasserin überzeugend, die oft langwierigen Prozesse von Identitätsfindung herauszuarbeiten, eben auch auf deutscher Seite, da die Debatte ja die nationalsozialistische Vergangenheit als zentralen Bezugspunkt hatte.

Es folgt noch ein Kapitel zu den Kriterien jüdischer Identität in der Debatte um die Einwanderung von Juden aus der Sowjetunion, die die Vielfalt jüdischer Identitätsentwürfe noch erweiterte. Schönborns wichtige Arbeit, deren wissenschaftliche Basis auch durch ein umfassendes Literatur- und Quellenverzeichnis dokumentiert ist, bereitet eine wichtige Phase der jüngsten deutsch-jüdischen Geschichte auf. Dem Buch sind viele Leser vor allem der nichtjüdischen deutschen Öffentlichkeit zu wünschen.

*Michael Dallapiazza, Prato/Urbino*